

Glück auf!

Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Hindenburg Anzeiger“.

Nr. 281

Hindenburg, Dienstag den 7. Dezember

1920

~ Asta Leoni. ~

Kriminal-Roman von Fr. M. White.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Natürlich kann ich jedes Wort von dem beschwören, was ich gesagt habe. Und ich bin dazu auf der Stelle bereit.“

Eberspach nickte befriedigt.

„Ich glaube Ihnen vollkommen. Durch Ihre Aussage ist also erwiesen, daß sich nach zwölf Uhr die uns bis jetzt Unbekannte und ein Mann im Mordhause aufgehalten haben. — Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß uns dieser Mann bis zu diesem Augenblick ebenfalls fremd ist, Herr Doktor Hardeck! Darf ich Sie fragen, wohin Sie sich nach dem Verlassen des Eshauses gewandt haben?“

Der junge Arzt war jetzt ganz rubia.

„Ich bin unergänzlich nach Haus gegangen. Wie ich Ihnen bereits sagte, ist der Weg sehr lang, und ich mag eine gute Weile gebraucht haben. Jedenfalls aber war ich vor einhalb zwei Uhr daheim. Und ich bin in der Lage, das zu beweisen; denn ich vergaß vorhin, Ihnen einen kleinen, aber wichtigen Umstand mitzuteilen. Ein Student, der in meinem Hause wohnt und etwas angestrunkeln nach Haus kam, versuchte mit einem falschen Schlüssel die Tür aufzusperren und hatte dabei das Mißgeschick, daß ihm der Schlüsselbart im Schloße abbrach. Infolgedessen war ich genötigt, durch eine im Hause befindliche Restauration hindurchzugehen, und habe dabei mit dem Wirt ein paar Worte gesprochen. Der Mann wird mir bestätigen können, daß ich um die angegebene Zeit bei ihm gewesen bin.“

Eberspach notierte sich den Namen dieses wichtigen Zeugen. Nachdem er die Aussage Hettys hatte zu Protokoll nehmen lassen, wandte er sich wieder an Hardeck.

„Die Dinge haben sich wesentlich günstiger für Sie gestaltet, als es anfänglich aussah, Herr Doktor,“ sagte er, nicht mehr ganz so kalt und unfreundlich, wie er vor dem Erscheinen Hettys gesprochen hatte. „Hoffentlich gelingt es uns, auch die Herkunft der Tausendmarktscheine völlig aufzuklären. — Im Augenblick hätte ich nichts weiter zu fragen; ich denke mir, die Beendigung des Verhörs dürfte Ihnen nicht gerade unangenehm sein.“

Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und befahl dem eintretenden Bureaudiener, die Herrschaften hinauszuführen. Gleichzeitig beauftragte er ihn, den Herrn Hübner zu rufen.

Gleich darauf stand der Kriminalschutzmann vor ihm, und Eberspach erteilte ihm einige Weisungen.

„Also unauffällig — daß er es nicht etwa bemerkt! Macht er Miene, die Stadt zu verlassen, so verhaften Sie ihn ohne weiteres. Verhäft er sich aber ruhig, so lassen Sie ihn ungehindert.“ — — —

15. Kapitel.

Vor der Tür des Gerichtsgebäudes trennte sich Hardeck von Hetty. Das junge Mädchen war genötigt, so rasch als möglich nach Hause zurückzukehren, da es Lydia heute schlechter als seit langem ging. Hardeck aber mußte in seine Sprechstunde.

Er nahm sich eine Droschke und fuhr durch den Tiergarten nach seinem Heim zurück. In der prächtigen Tiergartenstraße überholte ihn eine mit zwei herrlichen Rappen bespannte Equipage, in deren Fond die Gräfin Asta Leoni saß.

Sie rief dem jungen Arzte einen fröhlichen Gruß zu und veranlaßte ihn, seinen Wagen gleich dem ihren halten zu lassen. Auf ihre Aufforderung hin lohnte er dann seinen Kutscher ab und nahm in der Equipage Platz.

„Ich muß Ihnen doch sagen, wie sehr ich über den Artikel im Morgenblatt empört gewesen bin,“ sagte Asta Leoni mit ernstem Gesicht. „Der Schreiber dieses Unsinn kann ja nicht recht bei Sinnen gewesen sein.“

Hardeck hatte keine Ahnung, was sie meinte, und er bat deshalb um nähere Erklärungen. Asta Leoni schien sehr erstaunt.

„Wie — Sie haben es noch nicht gelesen? Ah, dann tut es mir leid, daß ich überhaupt davon gesprochen habe. Und ich denke natürlich nicht daran, mich zur Trägerin derartigen Geschwäzes zu machen.“

Sie plauderte nun lebhaft mit ihm und ließ ihm nicht Zeit, mit Fragen in sie zu dringen. Ihr Benehmen war liebenswürdig und herzlich, aber es verriet sich nichts darin von einer Leidenschaft zu ihm, wie sie Hetty vorhanden wähnte. Wohl schien ihm diese Frau eine aufrichtige Freundschaft entgegenzubringen, und er gestand sich selbst, daß er stolz darauf war. Niemals glaubte er ein interessanteres und angenehmeres weibliches Wesen kennen gelernt zu haben, seine Braut natürlich ausgenommen; und wenn sich auch nicht Liebe zu der schönen Frau in seinem Herzen regte, so hegte er doch ein Gefühl warmer Verehrung für sie, und er fühlte sich selten so wohl wie in ihrer Gesellschaft.

Als er sich in der Nähe seiner Wohnung von ihr verabschiedet hatte, war doch das erste, was er tat, daß er sich bei einem Zeitungshändler das Morgenblatt kaufte. Und es wurde ihm nicht sonderlich schwer, den Artikel zu finden, auf den die Gräfin angespielt hatte.

Da stand gleich auf der ersten Seite mit fettgedruckten Buchstaben die vielversprechende Überschrift „Eine sensationelle Enthüllung in der geheimnisvollen Mordtat“; und da er den spaltenlangen Artikel durchgelesen hatte, begriff er recht wohl, was Asta Leoni darin entrüstet hatte. Es

war die genaue Wiedergabe der Ereignisse im Möbelmagazin, und der Schreiber machte gar kein Hehl aus seiner Meinung über die Vorgänge in der Mordnacht. Mit offenen Worten bezichtigte er den jungen Arzt der Tat; und er sprach noch obendrein sein Bedauern darüber aus, daß man auf Grund der vorhandenen Indizien wahrscheinlich kaum zu einer Verurteilung dieses sauberen Herrn Arztes kommen würde. Der Mann — so fuhr das Blatt fort — würde sicherlich schlaue genug sein, um Mittel und Wege zu finden, die zu seiner Entlastung führten. Denn es läge darin, daß er ein so ausführliches Geständnis abgelegt, natürlich irgendeine kluge Berechnung, und die nächsten Tage schon würden es wahrscheinlich klarmachen, was er damit beabsichtigt.

In einer Aufwallung gerechten Zornes zerknitterte Hardeck die Zeitung in der Rechten und schleuderte sie wie etwas Ekles weit auf den Fahrdamm. Dann aber mußte er über sich selbst lachen. Was nützte es ihm, wenn er dieses eine Stückchen Papier vernichtete? Die Verleumdung konnte er damit nicht aus der Welt schaffen. Er wußte, daß diese Zeitung eine Auflage von 200 000 Exemplaren hatte. 200 000 Menschen und mehr würden diesen Artikel lesen, diesen schmählischen, niederträchtigen Bericht, der ihn zum Mörder stempelte.

Und in all seinem Zorn kam ihm der Gedanke, daß er an Stelle des Mannes, der hier in einigen wohlgefügtten Sätzen seine Ehre besudelte und seinen guten Ruf untergrub, vielleicht nicht anders gehandelt hätte. Sprach doch in der Tat alles gegen ihn, und konnte er doch durch nichts den Verdacht wirksam entkräften. Wohl hatte er erwiesen, daß nach ihm noch jemand sich im Edhause befunden, daß er tatsächlich in dem Motor nach dem Palais gelangt war, und endlich, daß er um einhalb zwei wieder daheim gewesen war. Dieser findige Herr hier hatte ja aber sogleich vorgebeugt — das waren dann eben die „Mittel und Wege“, mit denen sich „dieser saubere Herr Arzt“ aus der Schlinge zog. O, es war ja so kinderleicht, jemanden um seinen guten Ruf zu bringen! Und er war vollständig ohnmächtig diesen Verleumdungen gegenüber.

Bald genug sollte er sich davon überzeugen, wie ausgezeichnet der Artikel gewirkt hatte. Nicht ein einziger Patient befand sich in dem sonst beinahe überfüllten Wartezimmer und seine alte Haushälterin zeigte ein merkwürdig scheues und verlegenes Gesicht, da sie ihm die Entreeür öffnete.

Mit einem bitteren kleinen Lächeln ging er in das Ordinationszimmer hinüber. Ein feiner Zigarettenqualm erfüllte den Raum und aus einem Lehnstuhl erhob sich bei seinem Eintritt Fernau, der dem jungen Arzte stumm, aber auf das herzlichste die Hand schüttelte.

„Ich sehe, Sie haben diese Blüte einer Reportersphantasie bereits gelesen,“ sagte er ernst. „Armer Freund! Ich wußte wohl, daß das eines Tages kommen würde. Aber nun verlieren Sie um des Himmels willen den Mut nicht. In den Spalten desselben Blattes wird man Sie einmal um Verzeihung bitten müssen für das Unrecht, das man Ihnen jetzt antut. Dafür lassen Sie nur mich sorgen! — Aber haben Sie sonst noch Neuigkeiten?“

Hardeck erzählte ihm von seinem Verhör vor dem Untersuchungsrichter, und von der Aussage Heitigs. Fernau lächelte ein wenig.

„Ja, sie ist ein liebes, tapferes Mädchen,“ sagte er dann. „Aber das ist ja besser, als ich es gehofft und erwartet hatte. Der Beamte hat anscheinend den Eindruck gewonnen, daß er nicht in Ihnen den Täter zu suchen hat; und ich will dafür sorgen, daß sich diese seine Meinung als die Wahrheit herausstellt. — Haben Sie übrigens Lust zu einem kleinen Abenteuer, Hardeck? — Das heißt, ob Sie Lust haben oder nicht, Sie müssen mit mir heute an einem gewissen Orte einen Besuch machen.“

Der junge Arzt erhob abwehrend die Hand.

„Doch nicht im — aber nein, das ist ja unmöglich!“ „Ich glaube wohl, daß Sie mich richtig verstanden haben,“ sagte Fernau ruhig. „Ja, ich möchte heute abend mit Ihnen ins Edhause gehen. Vielleicht ist es eine Tor-

heit, aber es liegt mir eine Ahnung im Blute, daß es von großem Nutzen für uns sein könnte. Sie erinnern sich wohl, daß ich Sie schon einmal durch meine Wahrsagerkunst in Erstaunen versetzte. Damals blieb ich Ihnen die Erklärung schuldig, und ich gedente sie Ihnen auch heute noch vorzuenthalten. Aber Sie können mir glauben, daß meine Ahnung die gleiche Quelle hat, der ich die Kenntnis der Ereignisse im Edhause verdanke.“

Schweren Herzens gab Hardeck seine Einwilligung. Der Gedanke, an jenen Ort zurückzukehren, war ihm unfähig widerwärtig; vielleicht jedoch diente es wirklich zur Aufklärung des Verbrechens, und um einen solchen Preis konnte er schon seinen Gefühlen ein wenig Zwang auferlegen.

Er verabredete mit dem Schriftsteller, daß er sich gegen zehn Uhr mit ihm auf dem Platze, an dem das Palais stand, treffen würde. Fernau hatte eine so späte Stunde vorgeschlagen, und Hardeck konnte sich nicht enthalten, sein Erstaunen darüber zu äußern.

„Ich habe auch dafür meine bestimmten Gründe,“ gab ihm der Freund ruhig zur Antwort. Und auf die Frage des jungen Arztes, ob sie denn überhaupt unbehelligt hineingelangen würden, erwiderte er:

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich mit dem Kommissar Starringer gesprochen habe. Er hat das größte Vertrauen in meinen juristischen Scharfblick, und er willigte deshalb ohne weiteres ein, als ich ihn bat, mir einen Schlüssel des Mordhauses zu überlassen. Es steht mir in jedem Augenblick frei, dort ein- und auszugehen, und wir werden sicherlich auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen.“ — — —

Es war etwa eine Viertelstunde nach zehn Uhr, als Fernau die Tür des Palais öffnete. Schweigend schritten die beiden Herren die Marmortreppe hinauf; ihre Schritte waren die einzigen vernehmbaren Laute. Ausgestorben lag das Haus da, und wieder, wie bei seinem ersten Besuch, legte sich die Moderluft beklemmend auf Hardecks Brust.

Der Lote war natürlich inzwischen sorgeschafft worden, und man hatte überdies die Fenster im Schlafzimmer weit geöffnet, so daß die frische Luft ungehindert Eingang fand. Nur ein dunkler Fleck auf dem Fußboden, den der junge Arzt nicht ohne ein leises Grauen betrachten konnte, erinnerte noch an die Mordtat.

Fernau hatte das Wachslicht, das er auf der Treppe entzündet hatte, fortgeworfen und das elektrische Licht aufgedreht.

„Ich habe es absichtlich vermieden, auf dem Flur hell zu machen,“ sagte er, gegen Hardeck gewendet. „Denn ich will es nur gestehen: ich bin halbwegs davon überzeugt, daß wir einen Besuch erhalten werden; und es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Besuch schon an der Tür wieder lehrtnachen würde, wenn er die Halle erleuchtet vorfände.“

Hardeck ahnte nicht, wer dieser Besucher sein sollte. Es war doch schwerlich anzunehmen, daß die Spanierin oder ihr geheimnisvoller Bundesgenosse an den Schauplatz ihres Verbrechens kommen würden; und wer sollte das unheimliche Haus in nächtlicher Stunde aufsuchen?

Fernau entzündete sich seine unvermeidliche Zigarette, und schweigend warteten die beiden Männer etwa eine halbe Stunde. Der Schriftsteller hatte die Tür des Schlafzimmers offen gelassen, so daß man jedes Geräusch im Hause oder auf der Straße deutlich hören konnte. Drinnen blieb alles still, und auch draußen wurde nur von Zeit zu Zeit das Rollen eines Wagens oder der Schritt eines Passanten laut.

Hardeck wurde schon ein wenig ungeduldig, als die beiden plötzlich hoch aufhorchten und Fernau sich schnell und geräuschlos aus seinem Sessel erhob, um das Licht auszudrehen.

Wieder hatten sie draußen Fußtritte vernommen; aber nicht wie stets bisher waren sie allmählich in der Ferne verklungen, sondern sie hörten vor der Tür des Palais plötzlich auf.

(Fortsetzung folgt.)



Denkspruch.

Der Bürger Eintracht ist der Städte beste Festigkeit.

Spruchwort.



Neue Untersuchungen über die Sprache der Tiere.

Unter den zahlreichen, bestenfalls teilweise gelösten Problemen der tierpsychologischen Forschung ist die Frage nach der Sprache der Tiere ungleichbar eine der interessantesten. Dabei handelt es sich nicht etwa um jene tierischen Laute, die ohne Inanspruchnahme von Zunge und Kehlkopf hervorgerufen werden, also z. B. um die Geräusche des Flügel-schlagens bei Vögeln und bei Insekten, auch der Gesang der Vögel ist ausgeschaltet bei den Untersuchungen über die Sprache der Tiere als Ausdrucksform des Empfindungslebens, die Prof. Dr. Bastian Schmid in der „Umschau“ veröffentlicht. Bisher wurde der komplizierte vielstrophige Gesang der Nachtigall in diesem Zusammenhang erwähnt, aber vom wissenschaftlichen Standpunkte ist es unverständlich, wie viele Laute einem Tier für ein und dieselbe Gemütsbewegung zur Verfügung stehen, es kommt vielmehr darauf an, welche Gemütsbewegungen das Tier auszudrücken vermag, und in welcher Form. Nur durch mühsame Beobachtungen und ein hingebungsvolles Einfühlen in den Tiercharakter ist es möglich, festzustellen, wie die Tiere sich in Angst oder Schmerz oder Freude äußern, wie sie Hunger, Sättigung usw. zum Ausdruck zu bringen wissen. Derartige Beobachtungen mit wirklich praktischem Ergebnis sind um so schwieriger, als es sich dabei keineswegs immer um Töne im physikalischen und musikalischen Sinne handeln muß.

Der durchschnittliche Beobachter begeht dabei immer wieder eine Reihe typischer Fehler. Man spricht von dem „Kikeriki“ des Hahnes oder vom „Miau“ der Katze. Doch vermag der Hahn weder ein K noch ein R hervorzubringen, und noch nie hat eine Katze ein M gebildet, was ja nur mit Hilfe der Lippen geschehen kann. Einen M-artigen Laut kennt man bei der Kuh, doch handelt es sich nicht um einen Rippenton, sondern um ein grunzendes Geräusch hinten im Kehlkopf.

Schon diese kleinen Beispiele zeigen, wie leicht ein Irrtum möglich ist. Außerdem dient dem Tiere eine einzige Lautform durch verschiedene Nuancierung zum Ausdruck mehrerer Gefühlsvarianten. Nach Darwin vermag die Katze allein in ihr Miauen fünf bis sieben Nuancen zu legen, daneben bringt sie aber auch noch andere Laute hervor. Ihr Schnurren z. B. kann ebenfalls verschiedene Bedeutungen haben, es hört sich vor der Mahlzeit ganz anders an als nach der Sättigung.

Wie das Tier seine Gemütszustände durch ebenso viele Lautarten auszudrücken vermag, wird an einem Beispiel, nämlich dem Huhn, näher erläutert. Der erste Laut des jungen Küchchens wird beim Ficken und Fressen bemerkbar, dann gibt es einen zweiten Laut in Form eines Zweiklänges, einen dritten und vierten Laut, wenn das Küken sich unter den Flügeln der Henne befindet usw. Alle diese Laute drücken Zufriedenheit und Wohlbefinden aus.

Um Hunger oder das Verlangen nach dem Stall zu betonen, erfolgt bei dem Küken ein mehrmaliges rasches Piepen. Wird das Küken von der Mutter abgeschnitten, so ertönen Hilferufe, hervorgerufen durch lautes Schreien, das durch die Antwort der Henne sofort wieder beendet wird. Ganz eigener Art ist der Warnungsruß, den man bei dem Küken schon am zweiten oder dritten Tage hervorlocken kann, indem man einen auffälligen Gegenstand in seine Nähe wirft. Durch eingehende Beschäftigung mit Küken gelangt man in der Beobachtung so weit, daß man an jedem einzelnen Laut ganz eindeutig erkennen kann, was das Huhn damit meint. Ist das Huhn erwachsen, so ändert sich die Skala seiner Ausdrucksformen. Das Tier ist selbständig geworden, die Klagen und Bittenden

Töne hören auf, neue treten dafür an ihre Stelle. Der junge Hahn beginnt zu krähen, die Töne der Henne stimmen an die Aufgaben des Eierlegens. Auch das Gackern ist verschieden, es klingt anders vor und anders nach dem Legen des Eis. Die Stuckhenne endlich verfügt über ganz bestimmte, besorgte klingende Locktöne, die sie den Jungen gegenüber in Anwendung bringt.

Man sieht also, daß mit der Veränderung der physiologischen Bedingungen, in diesem Fall durch die Mutterschaft, auch die psychologischen Vorgänge sich ändern, und daß das Tier dies sprachlich auszudrücken vermag. Ganz falsch ist es, die Tiere als stumme Wesen zu betrachten, weil ihnen der Intellekt fehlt, um für Gegenstände und Begriffe Worte zu formen. Die Sprache ist für das Tier „der unmittelbare Ausdruck für sein Elementarles, darin es von seinen Genossen verstanden wird, und das in seinen beiden äußersten Polen Schmerz und Freude heißt“. Die Tiere können sehr wohl sprechen, aber nur, wie unser Gefühlleben, und nicht, wie unsere Phantasie sie zum Sprechen veranlaßt. Die Sprache der einzelnen Arten wird häufig auch von artfremden Tieren verstanden; so können Gänse ganz genau hören, wenn Hühner durch Laute kundgeben, daß eine erwartete Mahlzeit eingetroffen ist. —hl.

Pause und Trompete.

Die Geschichte ist des Erzählens wert, aber es ist etwas schwer, sie verständlich zu machen. Sie handelt vom Pauken-schläger und vom Trompeter des Stadtorchesters in A-Burg. Der eine hieß Fibbide, der andere Collas, und beide hatten die richtigen Musikantenlehren. Eines Abends, während der Aufführung eines großen Konzertsstückes, waren sie, wie gewöhnlich, von einem riesigen Durst geplagt. Das Andante brachte für Pauke und Trompete eine gleichzeitige Pause von hundertundsechzig Viertel Takten, und Fibbide und Collas beschloßen, diese Pause zu benutzen, ins Restaurant zu eilen, ihren Durst zu stillen und dann, indem sie inzwischen den Takt weiterzählten, vor Ablauf der Pause zurück zu sein, um pünktlich mit ihren Instrumenten einsallen zu können.

Sie gingen mit abgemessenen Schritten hinüber ins Restaurant.

Eins, zwei, drei, vier usw. —

Traten aus Büfett heran — neunzehn, zwanzig, einundzwanzig —

„Ein Glas Pschorr!“
dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig usw.
fünfundzwanzig, einundfünfundzwanzig —

„Noch ein Glas!“
dreiundfünfundzwanzig, vierundfünfundzwanzig, fünfundfünfundzwanzig —
(zum Wirt): „Stören Sie sich nicht an uns!“
achtundfünfundzwanzig, neunundfünfundzwanzig, sechzig —

„Noch einen Schnitt!“
zweiundsechzig, dreiundsechzig —

„Mir auch!“
fünfundsechzig, sechsundsechzig —

„Da ist auch Fritz Schulze!“
neunundsechzig, siebenzig, einundsiebzig, —

„Kümmere dich nicht um uns, Fritz!“
fünfundsiebzig, sechsundsiebzig, siebenundsiebzig —

„Trinkst du einen mit, Fritz?“
einundachtzig, zweiundachtzig, dreiundachtzig usw. —

„Jetzt müssen wir aber bald gehen.“
hundertzwei, drei, vier usw. —

„Sonst kommen wir zu spät.“
hundertdreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig usw. —

„Die höchste Zeit!“

achtunddreißig, neununddreißig, vierzig

„Noch zwanzig Viertelstunde!“

zweihundvierzig, dreihundvierzig —

„Der Kapellmeister wird schon aufgeregt sein

siebenhundvierzig, achthundvierzig —

„Denkt, wir wären durchgebrannt.“

einundfünfzig, zweiundfünfzig —

„Jetzt fühl' ich mich wieder wohl!“

fünfhundfünfzig, sechshundfünfzig —

„So auch!“

achtundfünfzig, neunundfünfzig —

„Bum!!!“

Hildtgeigel.

Allerlei.

Von den Wundern des Apfels. Der Apfel, der bei vielen Völkern seinen Namen und ganz besonders zu Weihnachten eine wichtige Rolle spielt, wurde in unseren Volksüberlieferungen und Geschichten und angeblichen Wunderkräften bedacht, von denen O. Harrig in „Niederjachsen“ einiges berichtet. Die Volksverehrung für den Apfel ist uralte und geht auf den altgermanischen Glauben zurück, nach welchem die Götter nach dem Genuß von Äpfeln, die ihnen Iduna, die Göttin der Jugend, gereicht hatte, ewige Jugend und Schönheit erhalten sollten. Ebenso war der Glaube verbreitet, daß die im Kampfe gefallenen Helden in Walhalla die Äpfel der Iduna genossen, wodurch ihnen eine unzerstörbare Kraft verliehen wurde. Der Apfel war demnach den Germanen eine heilige Frucht, seine Verehrung dauerte bis heute fort und hat sich nicht nur in Weihnachtsitten, sondern in zahlreichen anderen Volksüberlieferungen erhalten. Viele dieser mecklenburgischen Ueberlieferungen gehören in das Gebiet der Volksmedizin. Sie legte dem Apfel wunderbare Heilspendende Kräfte bei, besonders sollte diese Frucht befähigt sein, die Gicht zu heilen. Nach einer alten mecklenburgischen Volksüberlieferung soll der Kranke zu einem Apfelbaum gehen, einen Zweig in die Hand nehmen und sprechen: „De Gicht plagt mi. Ich bed' dich an. Un dadorvon.“ Ebenso ist auf dem Lande noch der Glaube verbreitet, daß Warzen sich durch Äpfel entfernen lassen. Zu diesem Zweck muß man den Apfel zerschneiden, die Warzen mit den einzelnen Stücken dreimal bestreichen, hierauf den Apfel wieder zusammenlegen, ein Band um ihn knüpfen und ihn an einen Ort werfen, wo weder Sonne noch Mond scheint. Wenn dann der Apfel vermodert, sollen zu gleicher Zeit auch die Warzen verschwinden. Ein anderer Aberglaube schreibt dem Apfel wieder die Kraft zu, vorbeugend gegen das kalte Fieber zu wirken. Als heilig gilt auch die erste Frucht, die ein Apfelbaum ansetzt, und ein junger Apfelbaum kann nicht weiter gedeihen, wenn der erste Apfel aus seinen Zweigen gestohlen wird. Auch als Orakelspender wird der Apfel in den mecklenburgischen Ueberlieferungen geehrt. Um die Ereignisse der Zukunft zu erforschen, soll man sich selbst am Altjahrsabend Apfelschalen rückwärts über den Kopf werfen, und aus der von den Streifen beim Niederfallen gebildeten Form kann man dann Schlüsse auf die Gestaltung der Zukunft ziehen. Nach einem anderen Glauben erhält diejenige Person, die einen Apfel zu schälen vermag, ohne daß dabei die Schale zerreißt, ein neues Kleid zum Geschenk. Gleichmäßig verbreitet in allen Gegenden Deutschlands ist die Bedeutung des möglichst rotwangigen Apfels als Schmutz an den grünen Zweigen der Weib-

nachstanne. Auch hier handelt es sich wohl um einen Nachklang an den alten germanischen Götterglauben, denn wie einst die Götter den Menschen, denen sie zugetan waren, goldene Äpfel und Nüsse spenden sollten, so hat das Christkind diese Aufgabe von ihnen übernommen.

Einmal und Jetzt.

Aus der Kulturgeschichte der Frisur. Eine Reihe interessanter Beispiele für die Bedeutung, welche der Haartracht als Hilfsmittel der Archäologie, der Völkerkunde und im besonderen der Kulturgeschichte zukommt, veröffentlicht Franz von Sahn in „Ueber Land und Meer“. Da die Geschichte uns vielfach genaue Einzelheiten über die Haartracht einzelner Nationen in bestimmten Zeitabschnitten überliefert hat, ist es bei der Prüfung einer ausgegrabenen Statue in vielen zweifelhaften Fällen dem Archäologen möglich, auf Grund der Haartracht das Zeitalter genau zu bestimmen. Schon in frühester Zeit drückten sich in der Frisur auch soziale Unterschiede aus. Während der freie Mann langes Haar trug, mußte der Sklave kurz geschoren sein. Das Abschneiden der Haare war bei den Griechen ein Zeichen der Trauer um ihre Abgeschiedenen, die Ägypter hingegen ließen sich zum Zeichen der Trauer die Haare lang wachsen. Da das freie Herumlatern langer Haare zu den bacchanalischen Festen gehörte, ist es begreiflich, daß ursprünglich die Nonnen sich die Haare kurz abschneiden mußten. Auf ähnliche Zusammenhänge weist auch die Tatsache hin, daß dem männlichen Priester früher das Haupthaar glatt abrasiert wurde, so daß nur ein ganz schmaler Haarstrang übrigblieb, den man von den alten Pilgerbildern kennt. Im Laufe der Zeit wurde jedoch diese künstliche Glaze immer kleiner, bis nur noch die sog. Tonsur übrig blieb, ein kahler Fleck, in der ungefähren Größe eines preußischen Talers. Da das Haar zu jeder Zeit als ein Bestandteil der Frauenschönheit besonders gewürdigt wurde, galt es immer als ein bemerkenswertes Opfer, wenn man sich seiner zu irgendeinem Zwecke entledigte. So wurde in der antiken Geschichte besonders hervorgehoben, daß zu Beginn der Perserkriege die Griechinnen ihr Haar hergaben, damit daraus Bogensehnen verfertigt wurden. Im übrigen waren gerade bei den Griechinnen und Römerinnen die Frisuren und Eitelkeit besonders groß, so daß Ovid berichten konnte, man vermöge eher die Blätter der Eiche, die Bienen auf dem Hybla oder das Wild auf den Alpen zu zählen, als die verschiedenen Haarformen der römischen Damen, die fast jeden Tag eine neue Frisur erdünnten. Darum stammen auch viele Satiren auf die Frisur aus dieser Zeit, und schon Juvenal sang: „Sie bauet Stolzwerk auf Et dweil sich auf den Kopf und erhöht ihn durch Windbalken zum Turme.“ Die große Strenge, welche die Alten in der bildenden Kunst zu bewahren pflegten, mußte in diesem einen Punkt der Allmacht der Mode weichen, deren Wechsel sie gerecht wurden, indem sie den Vätern einen abnehmbaren Kopfsputz aus Marmor ausstülpten, der je nach der jeweiligen Moderichtung durch einen neuen ersetzt werden konnte. Natürlich waren die heute noch immer gebräuchlichen Hilfsmittel der Frisurkunst auch den klassischen Völkern bereits wohlbekannt, die Perücken, Einlagen und Haarnadeln. Ebenso konnte man Frisurkämme, Stedkämme, Brenneisen, und ganz besonderer Beliebtheit erfreute sich das Stirnband, das man Stephens oder Taenia nannte. Die Frisur hat auch zu allen Zeiten für den verständnisvollen Beobachter einen sichtbaren Ausdruck für die jeweilige Geistes- und Gemütsrichtung dargestellt. Die treffendsten Beispiele dafür finden sich in der Wiederherstellungszeit, deren Haartracht geradezu Denkmale umständlichen Zeremoniells bietet.